Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 5

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER-RUNDSCHAU

Hinweis auf zwei historische Bücher

Hier soll auf zwei historische Werke hingewiesen werden, die es verdienen, in der heutigen Zeit bekannt zu werden und ihre Wirkung zu tun. Das eine stammt aus der Feder eines in internationalen Fragen über größte Erfahrungen verfügenden reifen Mannes, das andere hat einen jungen, viel versprechenden Autor zum Urheber.

I

Es ist immer wieder überraschend, wieviel bedeutende darstellende Geschichtswerke einzig von Fachvertretern zur Kenntnis genommen werden, dem historisch gebildeten Publikum aber vorenthalten bleiben:

Die «Geschichte der Heiligen Allianz» des hervorragenden belgischen Staatsrechtslehrers und internationalen Politikers, *Maurice Bourquin*, die schon vor vier Jahren erschien, ist immer noch nicht ins Deutsche übertragen worden, obwohl ihr Inhalt in so besonderem Maße gerade Mittel-Europa angeht[1].

Alles, was in diesem Buche gesammelt, vereinigt und geprüft wird, besitzt heute noch die allergrößte Aktualität, handelt es sich doch von der ersten bis zur letzten Seite um das europäische Problem.

Die Durchsichtigkeit von Bourquins Darstellungsweise erreicht einen, auch in der Geschichtsschreibung der lateinischen Völker, seltenen Grad. Sie entspricht dem juristisch geschulten Denken des Autors sowie einer jahrzehntelangen Erfahrung auf dem Gebiet internationaler Verhandlungen, und sie ist bedingt durch eine bewußte Absicht, sich wirklich für einmal wieder an diplomatische Geschichte, an die bis zum Raffinement erkannte diplomatische Aktion zu halten. Diese gewollte Beschränkung findet im Stoffe selbst ein deutliches Entgegenkommen. Nach Abschluß der Revolutionskriege und der Napoleonischen Ausnahmezustände bestanden unter den ihr gegenseitiges Gleichgewicht suchenden europäischen Mächten Voraussetzungen, die ein diplomatisches Vorgehen nach Spielregeln erlaubten. Einmal noch hat eine homogene Gesellschaft auf der Oberfläche des Geschehens die ganze Erfahrung, Klugheit und Mäßigung des alten Régimes zur Anwendung bringen können. Nicht etwa, daß der Autor in die Tiefe damaliger menschlicher Bedürfnisse keinen Einblick besäße, er kennt die Gewalten, die im Hintergrunde wirken. Was er uns aber zeigen will, ist Staatskunst, lang geübtes, alt gewohntes Können innerhalb einer gewissen, damals noch weitgehend respektierten, zwischenstaatlichen Sitte. Er schreibt die Geschichte der Leistung europäischer Kabinette, einer Leistung, die möglich wurde in einem der seltenen Augenblicke der Ernüchterung, wie sie nach den explosiven Vorgängen in Frankreich und der amerikanischen Revolution für kurze Zeit eintrat, um dann zum Entstehen einer der längsten Friedensperioden beizutragen, die die europäischen Völker der neueren Geschichtsalter gekannt haben und welche im Zeitraum von 1814 bis 1914 nur durch lokale Konflikte unterbrochen wurde. Den Ideen, die sich auf diese Kunst der Außenpolitik auswirkten, ihr noch als eines ihrer Mittel zur Verfügung standen, räumt der

[1] «Histoire de la Sainte Alliance», Librairie de l'Université Georg & Cie. S. A., Genève, 1954.

Verfasser den Platz ein, der ihnen zukommt, wohl wissend, daß der eigentliche Gehalt an Leidenschaften und mitreißenden Zeitparolen jenseits von allen programmatischen Erklärungen an Kongressen, staatlichen Manifesten und Staatsverträgen ein verworrenes und unwiderstehliches Leben führt, das immer wieder durchbricht, bis eines Tages und für kurze Zeit die Erfahrung der Träger maßvoller Einsichten in neuer Übereinkunft ordnend sich gegen verhängnisvolle Regellosigkeit durchsetzen kann.

Der Abstand, den wir heute zu der Episode der Heiligen Allianz besitzen, erlaubt es, die Qualität ihrer Leistung, ihre Schwächen und ihr schließliches Auseinanderfallen darzustellen. Wir haben unter soziologisch, psychologisch und wirtschaftlich vollkommen veränderten Voraussetzungen den Versuch des Wilsonschen Völkerbundes und sein Mißlingen erlebt, die nach der Katastrophe des ersten Weltkrieges im zwanzigsten Jahrhundert einsetzte, und wir erleben heute die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, denen sich der Versuch der «Vereinigten Nationen» innerhalb eines Spannungsfeldes gegenübersieht, dessen Gefährlichkeit in ungeheurem Ausmaße all dasjenige übertrifft, was frühere Bestrebungen zur Eindämmung und Lenkung bis anhin als Aufgabe gekannt haben. Falls man aus der Geschichte etwas lernen soll und falls aus ihr überhaupt zu lernen ist, so muß ihre Darstellung den Grad der Objektivität und der Leidenschaftslosigkeit erreichen, die wir als eine hohe Qualität von Bourquins Leistung bewundern. Niemand kann, und auch er kann nicht, über den eigenen Schatten springen. Auch er besitzt einen Standpunkt, ohne welchen er nicht messen könnte. Aber seine große Freiheit besteht darin, daß er keine Thesen verficht. Er strebt bis zum Erkennen leisester Gewichtsverschiebungen unablässig nach gerechtem Urteil.

Jeder Anwärter auf eine diplomatische Laufbahn, auf eine Betätigung innerhalb von staatlichen Belangen, überhaupt jeder an Politik interessierte Zeitgenosse, sollte dieses Werk kennenlernen. Es vermittelt nicht nur die Kenntnis einer ganz bestimmten staatsmännischen Technik zur Wahrung der Friedenswerte, sondern es zeigt vor allem auch gewisse Konstanten auf, die sich auch unter gänzlich veränderten Bedingungen auf die Dauer immer wieder durchsetzen werden.

II

Im Rahmen der an wissenschaftlicher Qualität so hochstehenden «Tübinger Studien zur Geschichte und Politik[2]» ist 1957 ein 421 Seiten umfassender Band des jungen Historikers Dr. *Hans Roos*, eines Rothfels-Schülers, erschienen, welcher allgemeine Aufmerksamkeit verdient. Die Arbeit trägt den Titel «Polen und Europa» und den bescheidenen Untertitel: «Studien zur polnischen Außenpolitik 1931—1939[3].»

Die drei Teilungen Polens schließen eine europäische Epoche ab, die vom neunten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts sich erstreckt. Diese Geschichtsperiode hat nicht viele Frevel aufzuweisen, die über die Untat hinausgehen, die in den Jahren 1773, 1793 und 1795 durch die Löschung eines ehrwürdigen Staatsgebietes mit geschlossenem Volkstum, eigener Sprache und einheitlicher Religion im Verlaufe der drei Teilungen Polens begangen wurde. Im ersten der beiden großen Weltkriege unseres Jahrhunderts haben die Mittelmächte, Deutschland und Österreich, aus politisch-strategischen Gründen eine Wiederherstellung des polnischen Staates angestrebt; diese Aufgabe wurde ihnen dann von der siegreichen Entente abgenommen. Schematische und gleichzeitig unkonsequente Anwendung des Prinzips nationalstaatlicher Grenzziehung in den Friedensverträgen von 1918 mußte bei den äußerst komplizierten ethnischen Voraussetzungen Osteuropas

---

[2] Herausgegeben von Hans Rothfels — Theodor Eschenburg und Werner Markert, Nr. 7.

[3] J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1957.

unausweichlich zum Ursprung schwerer Verwicklungen werden. Die siegreiche Koalition entzog ein willkürlich umrissenes Territorium den bisherigen «Besetzungsmächten» Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland, sie teilte der polnischen Nation ein Staatsgebiet zu, verlieh ihr staatliche Souveränität und entzog sich selbst ihrer Verantwortung, deren erstes Gebot gelautet hätte: Schafft dem neu entstandenen Polen tragbare außenpolitische, strategische und wirtschaftliche Voraussetzungen.

Hans Roos behandelt, auf Grund umfassender Studien und einer seltenen Fähigkeit zur Beurteilung des jeweiligen Aktenwertes zahlloser Dokumente, die im Spiele stehenden außen- und innenpolitischen Kräfte, ihre ökonomischen und sozialen Voraussetzungen und vor allem auch die im Vordergrund des Geschehens handelnden Personen. Er zeigt, wie ungeheuer schwierig von Anfang an und in jedem Augenblick die Aufgabe der polnischen Staatsführung war, die darin bestand, den auferstandenen Staat durch die Fährnisse der Zwischenkriegszeit hindurch zu steuern. Er läßt uns erkennen, wie Polen 1920 schon als europäisches Bollwerk in der von Pilsudski gewonnenen Schlacht an der Weichsel den ersten bewaffneten Vorstoß Rußlands gegen den Westen zusammenbrechen ließ, und wie dann aus diesem Siege im Frieden von Riga unter der Einwirkung der Mächte keinerlei Gewinn für den Sieger erwuchs, wobei in jenem Zeitpunkt eine andere Fixierung der Grenzen im Osten größere Sekurität für Polen und eine Möglichkeit der Lösung brennender Fragen an seiner Westgrenze erlaubt hätte. Deutlich hat der Verfasser die von Anfang an gespannte Lage geschildert, die zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn durch Kompromißlösungen, wie der Schaffung des Danziger Freistaates und des Korridors, entstanden war. Er zeigt, daß im Prinzip schon die Stresemannsche Regierung Warschau gegenüber dieselben Ansprüche stellte, die 1939 unter dem Nationalsozialismus schließlich zum Konflikt führten, und er macht es deutlich, wie Polen seit den Locarnoverträgen keinen wirklichen Rückhalt an Frankreich mehr besaß.

Die deutsche Nachbarschaft war bedrohlich und die russische war es noch mehr. Törichte und kurzsichtige Siegerpolitik hatten Deutschland und Rußland zu Parias der Völkergemeinschaft gestempelt. Dieser Umstand hat die beiden Unterlegenen des ersten Weltkrieges zu zeitweise enger Zusammenarbeit veranlaßt, die unter anderem, wie man heute weiß, soweit ging, daß Rußland der Reichswehr Gebiete zur Einübung der durch den Vertrag von Versailles verbotenen Waffen zur Verfügung stellte. Diese enge Zusammenarbeit war 1922 in Rapallo eingeleitet worden. Vom ersten Tage seiner neuen Existenz bis 1939 stand Polen für den Fall deutsch-russischen Einverständnisses unter der Drohung einer neuen Teilung, im Falle aber eines deutsch-russischen Konfliktes mußte es zum Kriegsschauplatz der beiden Mächte werden.

Die bedeutendste Figur der polnischen Zwischenkriegsgeschichte, Marschall Pilsudski, hat Rußland immer für den gefährlicheren der beiden potentiellen Gegner gehalten. Dies unter anderem hat ihn dazu geführt, die von gewissen Kreisen seines Landes bisweilen erwogene Möglichkeit eines Präventivkrieges gegen Deutschland, auch in den Zeiten, in denen Deutschland noch nicht gerüstet war, auszuschließen.

Roos macht die Beziehungen Polens zu seinen andern Nachbarn, zu den ephemeren baltischen Staaten, zu jenem Litauen, das durch Jahrhunderte in Schicksalsgemeinschaft mit Polen gelebt hatte, zu Rumänien und zur Tschechoslowakei, vor allem auch zur Kleinen Entente, deutlich. Er zeigt, wie das Verhältnis zu Prag aus dem Gesichtswinkel der russischen Bedrohung, der ruthenisch-ukrainischen Minoritätsprobleme, der Beziehung zu dem befreundeten Ungarn, dem Wunsch nach einer gemeinsamen Karpatengrenze mit diesem Staat zu beurteilen ist. Er weist darauf hin, daß die Tschechoslowakei, die Pilsudski für einen lebens-

unfähigen Saisonstaat hielt, ungarische Hilfe an Polen im Jahre 1920 während des russischen Krieges verhindert hatte, und macht es deutlich, wie Rumänien, das derselben russischen Drohung ausgesetzt war, die auf Polen lastete, durch die Zugehörigkeit zu der von Prag aus geleiteten Kleinen Entente für Warschau zu einem unsicheren Bündnisfaktor wurde.

Mit größter Sachlichkeit und bewundernswerter Akribie zeigt uns der Verfasser in den Jahren 1931 bis 1939 die immer rascher werdende Entwicklung auf die endgültige Katastrophe hin, er macht deutlich, wie die strategische Lage des gefährdeten Landes nach den Abenteuern des nationalsozialistischen Regimes in Österreich und der Tschechoslowakei eine aussichtslose wird. Fast von Tag zu Tag führt er uns die widerspruchsvolle Außenpolitik des Obersten Beck vor Augen, und er läßt erkennen, wie dieser partielle Nachfolger des autoritären Pilsudski-Regimes im Verlauf von lauter scheinbar gewagten Initiativen in Wirklichkeit vollkommen von wechselnden Einflüssen der Weltpolitik abhing, in keinem Augenblick mehr führend war, sondern nur noch geführt wurde. Diesen Tatbestand läßt er auf dem Hintergrund genau beobachteter innenpolitischer Ereignisse plastisch werden, und in meisterhafter Beherrschung der außenpolitischen Entwicklungen bei den Westmächten wie in den beiden Diktaturen Deutschland und Rußland schreibt er einige Kapitel neuester Geschichte, die in ihrer Prägnanz für die weiteren Leistungen des Autors eine sehr günstige Prognose zulassen.

Diese knappen Andeutungen mögen die Aufmerksamkeit interessierter Kreise auf das Werk eines jungen Gelehrten lenken, dessen Können als Forscher, selbständiger Beurteiler und Darsteller ihn als geborenen Historiker erkennen lassen.

Carl J. Burckhardt

Wesen und Wirklichkeit des Menschen

Zur Festschrift für Helmuth Pleßner

Die heutige Lage der Philosophie bringt es mit sich, daß die philosophische Problematik überall zur Grundfrage nach dem Menschen führt. Man kann sich im Ernst fragen, ob die Philosophie in dieser unserer Zeit ihres offenkundigen Niedergangs noch in anderer Weise als in bewußt anthropologischer Ausrichtung eine Zukunft habe. Des weitern vollzieht sich gegenwärtig allenthalben ein Integrationsprozeß im Kreis der Wissenschaften vom Menschen, dessen Zentren vor allem in der Psychologie, Soziologie und Kulturanthropologie liegen. Eine grundlegende und letztlich philosophische Theorie vom Menschen zeichnet sich auch von daher ab, in deren noch imaginären Konturen sich alle Wissenschaften vom Menschen, die Geisteswissenschaften im überlieferten Sinne nicht ausgenommen, bewegen müssen, wenn sie fruchtbar und im ganzen gerechtfertigt sein wollen.

Die stattliche, von *Klaus Ziegler* (Tübingen) herausgegebene Festschrift mit dem wegweisenden Titel *Wesen und Wirklichkeit des Menschen*, die von Schülern und Kollegen *Helmuth Pleßner* zum 65. Geburtstag dargebracht wird, ist deshalb Ausdruck einer zentralen philosophischen und zugleich einzelwissenschaftlichen Thematik unserer Zeit[1]. In drei, den «philosophischen Grundlagen», der «Geschichtsphilosophie und Soziologie» und der «Ästhetik und Poetik» gewidmeten Teilen werden fünfzehn Beiträge vereinigt, die von Philosophen, Soziologen, Biologen und Historikern stammen (Theodor Litt,

[1] Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Adolf Portmann, F. J. J. Buytendijk, Karl Löwith, Otto Friedrich Bollnow, Walter Schulz, Karl Jaspers, Ruth-Eva Schulz, Hans Barth, Jan Romein, Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Josef König, Bruno Snell und Winfried Hellmann). Der Reichtum dieser Beiträge ist ein Spiegelbild für das Wirken Pleßners, der seit den zwanziger Jahren auf breiter Front, von der Philosophie und von den Einzelwissenschaften her, philosophisch-anthropologische Fragestellungen in Angriff nahm. Die von Liselotte Stern zusammengestellte Bibliographie gibt hiervon ein instruktives Bild. Pleßner gehört heute zu den bedeutsamsten Vertretern philosophisch-anthropologischer Bestrebungen, zusammen etwa mit Arnold Gehlen, von dem ihn freilich manches trennen mag. Im Rahmen dieser Anzeige ist es unmöglich, die einzelnen Beiträge angemessen zu besprechen, so sehr dies für manche in hohem Maße gerechtfertigt wäre, wie z. B. die bedeutsame Kierkegaard-Studie von Walter Schulz. Da es sich um eine Festschrift handelt, sei mir erlaubt, den Blick in erster Linie auf den Gefeierten zu richten und an Hand einzelner Beiträge einige Grundgedanken Pleßners hervorzuheben und zu illustrieren, wozu der Band reichen Anlaß gibt.

Pleßner befaßte sich von Anfang an mit der kritischen Selbstbesinnung der philosophischen Anthropologie und ihrer letzten Fundierung. Theodor Litt wirft in seiner an die Spitze des Bandes gestellten Arbeit über «Empirische Wissenschaft und Philosophie» solche Grundfragen der philosophischen Anthropologie auf. Danach ist es von entscheidender Bedeutung, ob es gelingt, den Kern des menschlichen Wesens, den «noologischen Aspekt», angemessen zu erfassen. Dies war auch stets Pleßners Anliegen, der bei aller Betonung der «Naturseite» des menschlichen Wesens die «Subjekthaftigkeit» in die Struktur des Menschen einzubauen bestrebt war. Dabei muß man sich fragen, ob Pleßner den Phänomenen nicht näher geblieben ist als Theodor Litt, der im vorliegenden Beitrag, wie auch sonst, eine letztlich idealistische, d. i. metaphysische Ausdeutung des Menschen zur Geltung bringt. Eher in der Richtung von Pleßner bewegen sich die Bemühungen Karl Löwiths um «Natur und Humanität des Menschen», der mit Pleßner (und übrigens wie Gehlen, der jedoch nicht erwähnt wird) die Wesensbestimmung des Menschen in der Abhebung vom Tier zu gewinnen sucht und im Anschluß an ein bekanntes Wort Nietzsches den Menschen als das «nicht festgestellte Tier» versteht. In anderer Formulierung scheint uns ferner Löwith den Gedanken der «offenen Immanenz» des Menschen im Sinne von Pleßner aufzunehmen. Nach Löwith transzendiert der Mensch zwar alles Gegebene, jedoch nicht auf ein Jenseits hin, sondern in das Diesseits der ihn übergreifenden «Natur». Daß eine grundlegende Wissenschaft vom Menschen ohne philosophische Reflexion nicht Bestand hat, legt für den sozialen Bereich Adorno in seiner Erörterung von «Soziologie und empirischer Forschung» dar. Empirische Sozialforschung bedarf der kritischen Reflexion. «Das ist die Funktion der Philosophie in der empirischen Sozialforschung.» Eine sehr wichtige Einsicht, die der neuerdings aus Amerika übernommenen empirischen Sozialforschung zwar durchaus Raum läßt, sie jedoch in einen weiteren Zusammenhang hineinstellt und in Zucht nimmt. Wie sehr auch die Geschichte der anthropologischen Theorie nicht entraten dürfte, illustriert Jan Romeins Versuch «Über den Konservativismus als historische Kategorie».

Die philosophische Anthropologie Pleßners hat von Anfang an die «Naturseite» des Menschen berücksichtigt. Dabei ging es nicht darum, Natur und Seele, bzw. Geist, einfach aneinander zu fügen, sei es auch in der Weise eines Schichtenmodells. Vielmehr galt es, die gegenseitige spezifisch menschliche Verschränkung darzulegen, wie dies Pleßner 1928 in seiner grundlegenden «Einleitung in die philosophische Anthropologie», dem Werk «Die Stufen des Organischen und der Mensch», in einem allgemeinen Rahmen entwickelt und in einer glänzen-

den Monographie (1941, 2. Aufl. 1950) am Beispiel von Lachen und Weinen dargestellt hat. Deshalb ist für Pleßner die «Grenzforschung», die sich im Zwischenbereich verschiedener Wissenschaften und Methoden bewegt, von entscheidender Bedeutung. Beispiele für solche «Grenzforschung», die auf eine umfassendere Theorie und in bezug auf den Menschen auf die philosophische Anthropologie verweisen, bieten die Beiträge von Portmann über «Die Erscheinung der lebendigen Gestalten im Lichtfelde» und von Buytendijk über den «Geschmack», die mit Recht im ersten, den «philosophischen Grundlagen» gewidmeten Teil stehen. Portmann zeigt hier einmal mehr, daß außer der Selbst- und Arterhaltung auch die «Selbstdarstellung» lebendiger Gestalten als eine «Grundtatsache» zu ihrem Rechte kommen muß. Und Buytendijk, mit dem Pleßner oft eng zusammenarbeitete, bezieht in seiner Untersuchung über den Geschmack alle Dimensionen ein, von den biologischen bis zu den geistigen, da ohne deren Ineinander das Phänomen des Geschmacks «in seiner Menschlichkeit» gar nicht sichtbar würde. Dies führt, wie Buytendijk ausdrücklich feststellt, «über die Tradition der klassischen Anthropologie hinaus».

Heute sieht sich der Mensch vor neue Probleme gestellt, weil der Rekurs auf eine greifbare, in absoluten Positionen ausformulierbare Transzendenz unmöglich geworden ist. Wir stehen vor einem nicht mehr zu leugnenden Pluralismus von Werten und normativen Institutionen, der uns die «offene Immanenz» des Menschen handgreiflich vordemonstriert. Immer noch muß sich aber der Mensch, wenn auch auf dem Grund eines neuen Selbstverständnisses, in dieser zudem wesentlich veränderten Welt auf eine menschliche Weise einrichten. Dies kann er nur, indem er sich auf seine «Subjekthaftigkeit» besinnt und sich der Verdinglichung entzieht, der ihn die fortschreitende wissenschaftliche Behandlung auch aller menschlichen Probleme stetsfort unterwirft. Heute sind wir, wie Pleßner einmal formulierte, in einer Zeit der «vollendeten Aufklärung». Wir können auch von einem Zeitalter des «Säkularismus» sprechen, wie dies Hans Barth in seinem Beitrag «Staat und Gewissen im Zeitalter des Säkularismus» tut. Denn «Säkularismus» ist Absage an jegliche absolute Transzendenz. Nach Barth kann es heute wegen des Fehlens absoluter Maßstäbe im politischen Bereich nur noch darum gehen, unvermeidliche Konflikte in humaner Weise zu lösen. Der Friede ist «kein Naturzustand» und deshalb ein labiler Zustand, wie der Aufsatz von Jaspers über Kants Schrift «Zum ewigen Frieden» darlegt. Die Vernunft ist eine Insel im Meer des Irrationalen, wie dies in Bollnows Beitrag «Die Vernunft und die Mächte des Irrationalen» zum Ausdruck gelangt. Adorno handelt in seiner schon angeführten Auseinandersetzung mit der empirischen Sozialforschung von der in unserer Zeit möglich gewordenen Manipulation des Menschen. Denn dieser dient tatsächlich die empirische Sozialforschung, und wenn er verlangt, daß der empirischen Forschung die kritische Reflexion zuzugesellen sei, so deshalb, weil nur auf diese Weise die Manipulation der Menschen menschlichen Maßstäben unterstellt werden kann. Mit Hegel zu reden: die öffentliche Meinung verdient «ebenso geachtet als verachtet zu werden», d. h. sie ist in ihrer Faktizität festzustellen, ihr Wahrheitsanspruch ist aber zu kritisieren. Welches die menschlichen Maßstäbe sind, vermöge deren z. B. auch die öffentliche Meinung zu kritisieren wäre, ist freilich heute eine peinvolle Frage. Dies bringt uns der Beitrag von Horkheimer «Zum Begriff des Menschen heute» zum Bewußtsein, der über den Wandel des Menschen berichtet und die «Schrumpfung des Menschlichen» in unserer Zeit beklagt. Horkheimers warnende und bedrückende Ausführungen zeigen uns neuerdings, daß in aller Zeitdiagnose und Abschätzung der Zukunftsperspektiven «echte Sorge um die persönliche Freiheit» und «reaktionäre Dummheit» nahe beieinander sein können, wie Pleßner einmal gesagt hat. Daraus ergibt

sich eine scheinbare Ausweglosigkeit und Ratlosigkeit für die Zukunft des Menschen in unserer Zeit des Übergangs. Einen festen, obzwar elastisch-verschiebbaren, weil kritischen Standort erringen wir nur, wenn wir, ebenfalls nach Pleßner, eine letzte Grenze in der «Scheu vor dem Ineffabile des Individuums» und im Menschen das Rätsel und die Unergründlichkeit anerkennen, die allein die «menschliche Würde» verbürgen und uns davor bewahren, daß wir den Menschen verdinglichen. Die Einsicht in den «homo absconditus, den unergründlichen Menschen» ist aber die Leistung einer philosophischen Anthropologie im Sinne Pleßners. Lassen wir abschließend nochmals Pleßner selber zu Worte kommen: «Als eine derartige Besinnung auf sein eigenes Wesen entzieht sie den Menschen der Vergegenständlichung und damit seiner Verfügbarmachung für die Abstraktionen der Wissenschaften und der Gesellschaft. So erfüllt sie in den Grenzen seiner Würde ihre offenhaltende, ihre universale Funktion.»

Hans Ryffel

Eine Ethik von Erich Brock

Was erwartet man von einer Ethik unserer Tage? Die Ansprüche, die gestellt werden, sind wohl sehr verschiedener Art. Zahlreich sind die Gläubigen, die gerne in ihrem Glauben bestärkt werden möchten, zahlreich auch die Suchenden, die wünschen, daß der Schleier, der die Zukunft verbirgt, etwas gelüftet werde, endlich ist nicht zu vergessen das rein philosophisch-systematische Interesse, das in den widersprechenden Systemen, welche die Gegenwart hervorgebracht hat, so etwas wie Gültigkeit sucht und sie vielleicht in einem «dritten System» zu finden hofft, das eine Brücke schlägt. Alle diese Gruppen von Interessierten können etwas finden in der neuen Ethik von Erich Brock, aber alle werden auch überrascht sein. Es ist jene Art von Überraschung, die jedes echt gefühlte und gedachte philosophische Werk bereitet, da es sich nicht einordnen läßt und deshalb jede Erwartung, die von der «Literatur» ausgeht, in gewissem Sinne enttäuschen muß. Eine Enttäuschung, eine Überraschung aber, die bei fortschreitender Lektüre bald abgelöst werden von einer Aufmerksamkeit, einem Interesse, das der Leser nur dann verspürt, wenn er fühlt, daß es in diesem Werk auch um ihn selbst geht, daß auch von ihm gesprochen wird. Es gibt nicht nur Inseln im Raum, es gibt auch Inseln in der Zeit, ein bestimmter Zeitabschnitt gleicht einer Insel im weiten Meer, auf welcher sich die «Ausgesetzten» unterhalten, und insofern sie einander wesentliches zu sagen haben, fühlen sie sich daheim, dann aber nur, wenn ein Wort gerade aus dieser Situation gesprochen wird, ein Wort, welches charakteristisch ist für diese «Insel in der Zeit», ein Wort, welches wie aus ihrem geheimsten Herzen spricht. Ein solches Wort, ein solches Buch ist, glaube ich, die im Artemis-Verlag erschienene Ethik von Erich Brock, *Befreiung und Erfüllung*.

Befreiung und Erfüllung? Der Schlüssel, den der Titel andeutet, scheint in das Schloß unserer Zeit zu passen. Wir leben in einer Zeit des Messianismus, ja der «Messianismen». Das Heil wird uns von allen Seiten verheißen, wenn wir uns nur zu befreien verstehen, um uns zu erfüllen. Aber es scheint, daß wir vor lauter «Befreiung» nicht zur «Erfüllung» kommen und umgekehrt. Woran fehlt es denn? Fehlt es vielleicht an der wahren inneren Freiheit, die sich nicht gewaltsam losreißen will, um sich zu erfüllen, einer inneren Freiheit, die vielleicht fast gleichbedeutend ist mit einer «Gelassenheit», die da gehen läßt, ohne sich gehen zu lassen,

einer Gelegenheit, die ohne Krampf und verbohrte Programmatik den richtigen Moment, sei er nun «psychologischen» oder anderer Art, den *einen* Augenblick, den göttlichen, Kairos zu erfassen weiß, um ihn frei zu nützen, frei, um sich zu erfüllen. Wer vielleicht ähnliches schon gedacht hat, der, gerade der wird die Ethik von Erich Brock mit großem Gewinn lesen.

Es läßt sich nichts erzwingen. Zwang aber scheint unsere heutige Freiheit zu sein, Zwang auch unsere heutige Erfüllung. Noch nie vielleicht wie in unsern Tagen stand die Spitze einer radikalen existenzphilosophischen Freiheitskonzeption, wie etwa in Frankreich, *so* gegen die Spitze eines radikalen Determinismus, wie etwa in Sowjetrußland. Extreme aber pflegen ineinander umzuschlagen, die radikale Freiheit, d. h. die Willkür, kann sich nicht behaupten, sie muß in die Willkür umschlagen, die Despotie ist, in die Despotie, die wesentlich herrschende Willkür, aber auch Herrscher über die Willkür ist. Die Geschichte lehrt die tiefe Verwandtschaft von unbeherrschtem, fanatischen Freiheitsstreben und ebenso fanatischem Despotismus, sie lehrt die Verwandtschaft von Anarchie und Willkürherrschaft. Die «Entfesselten» wissen auch zu binden, zu ketten und anzuketten wie sonst niemand, wenn sie zur Herrschaft gelangen — sie kennen sich selbst zu gut. Sowohl dem Streben nach Freiheit wie dem Streben nach Erfüllung fehlt auf beiden Seiten die «Gelassenheit», die sich einläßt in die Dinge, die sich mit ihnen einläßt, um sie kennen zu lernen, sie benutzen zu lernen, nicht nur, um sie zu tragen, sondern auch, um sich von ihnen tragen zu lassen, an ein Ziel, das immer nur dann wirklich erreicht wird, wenn wir nicht unsern Eigenwillen über den Willen der Dinge stellen. Wir müssen auch eine Wirklichkeit *außer* uns anerkennen, die unsere Freiheit einschränkt, die unsere Erfüllung in Frage stellt. Unsere *eigentliche* Freiheit ist also im *Innern* dieser Einschränkung der Freiheit, unsere *eigentliche* Erfüllung im *Innern* dieser Problematik der Erfüllung zu suchen.

Der Autor weiß sich durch sein eigenstes Denken den *Vorsokratikern* tief verbunden, deren Philosophie er in einem großen Werk, das leider bis jetzt nicht veröffentlicht werden konnte, dargestellt hat. Unter den Vorsokratikern sind es vor allem deren zwei, deren Geist uns aus «Befreiung und Erfüllung» anweht, es sind *Heraklit* und *Parmenides*. Parmenides ist der Philosoph des Seins, Heraklit der Philosoph des Werdens. Was nun der Autor für unsere Zeit befürchtet, ist ein Verlust des wesentlichen Inhalts des Lebens, des Seins gegenüber dem Werden, einem Werden aber, so wie es vor allem heute vom *Menschen* ausgeht, als «Machen» und «Tun». So schreibt er auf S. 259: «Das Sein und seine Notwendigkeit ist mindestens die Hälfte des Menschenwesens, gegenüber allem Machen, Streben, Werden, gegenüber allem Intentionalen.» Zwanglos ergibt sich dann auch der Übergang vom parmenideischen Sein zu den Begriffen «Natur» und «Leben». Das parmenideische Sein ist ganz eigentlich dasjenige, das nicht anders sein kann, als eben zu sein, es hat kein Gegenüber, es ist in sich ungeteilt und abgeschlossen wie die Kugel, die Parmenides als Sinnbild dient. Es kann nicht «gemacht», es kann nicht «produziert» werden, Wille und Absicht vermögen nichts über es. Weitgehend dasselbe gilt von Natur und Leben. Der Autor verbirgt nicht seine Sorge über die moderne Entwicklung, die über elementare Gesetze der Natur und des Lebens einfach hinwegschreitet. Der «Substanzverlust» ist nicht zu leugnen. Es bleiben «Reste» von Natur und Leben, die es zu pflegen gilt.

Wer nun daraus schließen würde, das ganze Werk sei nur eine Polemik von der Natur, dem Leben, dem Sein her gegen den Geist, die Leistungsmoral, die Aktivitätsbesessenheit des modernen Menschen, der hätte die Lehre des Werkes nicht begriffen. Denn nicht eigentlich Parmenides, sondern *Heraklit* ist der «Pate» dieses Werkes, Heraklit, der durch das dichte Geflecht der werdenden Welt hindurch das Walten des Logos sieht, des *Sinns* also, der hinter dem Treiben

der Welt sich erfüllt. Heraklit ist der Philosoph der Gegensätze, der Polarität, des polar ausgerichteten Denkens. Der Autor findet sehr eindrückliche Worte, um die Sackgasse zu schildern, in welche sich der Geist verrennt, wenn er gerade mit *seinen* Mitteln die Partei des Lebens ergreift (S. 55): «Sobald das Leben grundsätzlich gegen den Geist ausgespielt wird, so hat es bereits seine Umfassungsmacht verloren, und dann zerreißt jede Einheit bis zu dem Punkt hinab, wo aus der Zerreißung der Vorrang des Tuns vor dem Sein hervortritt, der auf dem Grund der Tatsache des Weltablaufs beruht, und damit hat dann der Geist gesiegt.» Nicht also der Geist soll ausgespielt werden wider das Leben, ebensowenig das Leben wider den Geist. Es soll eine Harmonie zwischen ihnen herrschen, die der Autor an anderer Stelle als «energische Ruhe» kennzeichnet.

Hans Rütter

Viaggio di notte

Eine Erzählung von Elena Bonzanigo

In vieler Herzen hat sich die Bellenzer Schriftstellerin eingeprägt: mit den ebenso anmutigen wie besinnlichen *Storielle primaverili*, mit den beiden reichbewegten Romanen aus der Barockzeit, *Serena Serodine* und *Oltre le mura*, mit feinfühligen Buchbesprechungen sowie mit mannigfachen Radiobeiträgen: Schilderungen, Kurzgeschichten, Hörspielen.

Ihre Leser und Hörer empfangen wohl mit Freude die jüngste Gabe aus ihrer Werkstatt, die längere, «Nächtliche Reise» betitelte Erzählung, zu welcher sie, während einer Romfahrt, durch seltsame, ihre Phantasie intensiv anregende Beobachtungen veranlaßt wurde[1]. Jahrelang setzte sie sich im Geheimen mit den acht für ihre Erzählung ersonnenen Personen auseinander. Als sie spürte, jede einzelne genau erfaßt zu haben, auf jede einzelne gewissermaßen lauschen zu können, begann sie zu schreiben, und aus einem Guß ward dies eigenartige episch-dramatische Gebilde. Nach mehrmonatiger Pause nahm sie den Erstentwurf wieder auf, mit frischem Auge unterzog sie ihn einer gründlichen Durchsicht, vielmehr Durchleuchtung, feilte mit leidenschaftlicher Geduld, — und nun ist es an uns, das mit so viel Hingabe Geschaffene dankbar zu würdigen. (Zweifellos wird die unentwegt Selbstkritische, nach einer nochmaligen Distanzierung, da und dort, zu Gunsten der Zweitauflage, abermals die Feile anlegen, eine Situation überprüfen, einen Akzent abdämpfen, eine konventionelle Note ausmerzen.)

Diese «Nächtliche Reise» wirkt spannend nicht nur durch den äußeren Ablauf der Geschehnisse, sondern durch die Aufgewühltheit im Innersten jedes Beteiligten. Gesprächspartner und Träger der Handlung sind Saverio Marignani, ein gerechter, auch etwas herrischer Richter und allzustrenger Vater, Linda, seine milde Gattin und allzunachsichtige Mutter: einer telegraphischen Aufforderung folgend, begeben sie sich von ihrer Residenz Lugano nach Rom, um ihrem einzigen, dort tätigen, in eine düstere Affäre verwickelten Sohn beizustehen; ferner, von Como an, Virginia, eine fürsorgliche, energische Laienschwester, die ihre zwei, seit kurzem der Mutter beraubten Nichten, eine Fünfzehn- und eine Achtjährige, in das römische Waisenhaus mit sich führt, wo sie als Aufseherin amtet; von Mailand an, Tullia Del Fior, eine Sängerin wohl zweitletzter Garnitur, ganz Putz, Tand, Mache, im

[1] Viaggio di notte. In der von Guido Calgari betreuten Sammlung Il Ceppo, Verlag Grassi & Co., Bellinzona/Lugano.

Grunde aber gutartig, und Michele, ihr schlichter, treuergebener Beschützer und künftiger Gatte; in Parma aufgetaucht, ihr Verführer Attilio, ein nicht ungefährlicher, im Wortgefecht allzu flinker, sein Leben waghalsig auf Lug und Trug aufbauender Geck und Frechling.

Auf die Gespräche und Taten dieser Reisegefährten hier auch nur kurz einzugehen, hieße dem Lesewilligen den Reiz des Leseerlebnisses erheblich schmälern. Mitgeteilt sei nur deren Ergebnis, nämlich, daß — außer dem unterwegs durch die Bahnpolizei in Gewahrsam genommenen Attilio und der kleinen, noch in der Knospe eingefangenen, dem Gehaben der Großen erst fragend und staunend sich erschließenden Lucina — die im Wagenabteil zweiter Klasse zusammengetroffenen schwergeprüften Menschen nach und nach sich gegenseitig nähern, nach und nach einander verstehen oder einander von neuem und tiefer verstehen, und daß sie mit neuer Hoffnung, neuem Vertrauen in die ewige Stadt als wie in ein neues Leben einfahren. Nach jahrelanger Entfremdung sehen Saverio und Linda einander in neuem Licht; die durch Attilio enttäuschte, abgeschreckte Tullia findet zu ihrem verläßlichen Michele zurück; die junge Rebellin Milietta, die sich von Rom Kinoglorien und sonstigen Glanz versprochen, jäh aus Traum und Täuschung aufgerüttelt, über Schein und Sein aufgeklärt, schmiegt sich an die Schulter ihrer ehedem mißachteten Tante Virginia; Marignani, aus seiner selbstgerechten Abseitigkeit herausgetreten, neigt sich ratend und helfend den vorher ihm Unbekannten, Unwillkommenen zu. Die Kunst der behutsamen, psychologisch sicher fundierten Erzählerin erreicht es, uns diese Wandlungen, dies gegenseitige Sich-Zueinander-Wenden ihrer Personen im Laufe einer Nacht als völlig natürlich empfinden zu lassen. Nicht wenig trägt dazu bei das vielfach angewandte Mittel der lautlosen inneren Selbstgespräche, die uns manches Schwerwiegende aus der Vorgeschichte der verschiedenen Personen verraten, uns dartun, wie die einen in den andern sich spiegeln, gelegentlich auch, wie der Zugang vom einen zum andern sich anbahnt.

Wiederum bewährt Elena Bonzanigo, und in erhöhtem Maß, die von jeher sie kennzeichnenden Eigenschaften: das knappe, wirksame Umreißen der Gestalten, so daß diese unverwechselbar in uns haften; die besonders glückliche Hand Kindern gegenüber — man meint, ihre Lucina, ein köstliches Geschöpf, «halb Engel, halb Eichhörnchen», vor sich zu sehen, meint ihr Stimmchen, ihre drolligen Ausbrüche zu hören —; im häufigen Dialog die lebendige, für jeden einzelnen Partner typische Sprechweise; das diskrete Andeuten ihres Fabulierens, was um so aufmerksamere Lektüre erheischt; die landschaftlichen Aspekte als leise Hintergründigkeit der Gedankenwelt jedes Einzelnen; bei festem Fußen in der Wirklichkeit, im Alltag, die stete Ausrichtung nach oben, das Verlangen nach dem Sonntag der Menschenseele; und, besonders erfreulich, die vielen Arten und Nuancen des Humors, der alle Dumpfheit auflichtet, alle Kümmernisse erhellt, der auch die am wenigsten uns ansprechenden Personen mit einem Schimmer versöhnlicher Menschlichkeit beschenkt; eines Humors, wie er nur aus eigenster leidvoller Erfahrung, aus still und stark erkämpftem Da-Sein für andere zu reifen vermag.

In Elena Bonzanigos *Viaggio di notte* begrüßen wir eine dichterische Leistung, in der all diese ihre besten Eigenschaften sich eindrücklich entfalten und harmonisch ineinanderspielen.

Elsa Nerina Baragiola